

Simpson-Verfolgungsjagd auf dem San Diego Freeway: „Wir dachten nicht, daß er verschwinden würde“

Verbrechen

# Das Phänomen O. J. Simpson

Über das Innenleben eines Fernsehstars, der unter Mordverdacht steht / Von Patricia Highsmith

Vor kurzem war ich noch eine von Millionen in Europa, die nie von O. J. Simpson gehört hatten. Ein VIP bei General Motors vielleicht, dachte ich. Immerhin fiel mir noch ein, „orange juice“ auf meine Einkaufsliste zu setzen. Dann las ich mehr über O. J. Simpson, diesmal nicht nur in der *International Herald Tribune*. Da erfuhr ich, daß man einen blutigen Handschuh am Tatort gefunden hatte und einen zweiten, verschmierten in seinem Haus. Einst sei er ein gefeierter Footballstar gewesen. Ein

Footballstar? Der Bericht hatte etwas Unfertiges an sich, so als hätte der Schreck den Journalisten die Sprache verschlagen. Sie gingen wohl davon aus, daß jeder über O. J. Bescheid weiß.

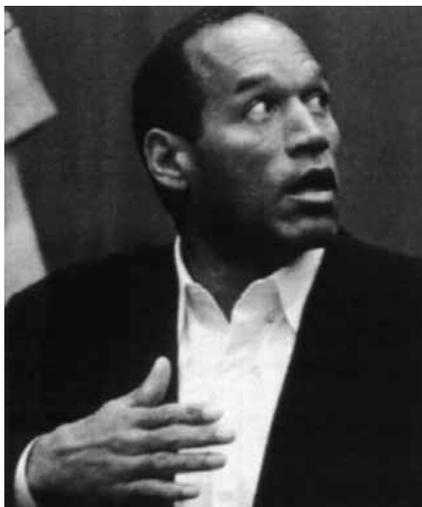
Ich las weiter. Simpsons Opfer (er schien schuldig zu sein, da in seiner Waschmaschine blutige Kleidungsstücke lagen) waren seine Ex-Frau Nicole und ein Freund von ihr, Ronald Goldman. Auf einmal gerann alles zum Klischee: Geschiedener Ehemann kann einstige Frau nicht loslassen, verübelt ihr, daß sie wieder Beziehungen mit anderen Männern eingehen kann. Und, natürlich, Simpson war vor nicht allzu

langer Zeit böse mit dem Gesetz kollidiert, weil er eben jene Ehefrau, Nicole, zusammengeschlagen hatte.

Trotzdem stellten sich die Amerikaner hinter ihn und meinten, er könne es nicht gewesen sein, und wenn er verantwortlich wäre, dann wäre er klug genug gewesen, jemanden zu finden, der die Sache für ihn erledigt hätte. Nein, dachte ich mir, nicht in dieser so emotionsgeladenen Situation mit der Ex-Frau und ihrem (möglichen) neuen Freund.

Nicoles Kehle war mit einem großen Messer bis auf die Wirbelsäule zerfetzt worden, und Goldman hatte 22 Stichwunden. Würde ein gedungener Mörder

© 1994 by Patricia Highsmith & Diogenes Verlag AG.



Simpson

## Der gräßliche Mord

an einer schönen Frau und ihrem Freund bewegt die USA. Unter Verdacht steht ein Liebling der Massen, der Ex-Sportler und TV-Star **O. J. Simpson**, 46; am vergangenen Donnerstag begann ein Gericht in Los Angeles mit der öffentlichen Anhörung von Zeugen. Die in Texas geborene, in der Schweiz lebende Thriller-Autorin („Der talentierte Mr. Ripley“) **Patricia Highsmith**, 73, ist von dem Fall Simpson fasziniert; Ripley, sagt sie im SPIEGEL-Interview, „würde niemals eine solche Fülle von Spuren hinterlassen“. Nächstes Jahr erscheint Patricia Highsmiths 22. Buch, eine „Sommeridylle“. Sie spielt in Zürich und beginnt mit einem Mord.



Highsmith

soviel Energie an seinen Job verschwenden? Das Vertrauen in Simpson war ins Wanken geraten, aber noch nicht gewichen: Die Leute fanden ihn einfach viel zu nett. Er war durch Werbeauftritte für Mietwagen zum Fernsehstar geworden, er hatte bei einigen Filmen mitgewirkt. Mit einem Wort, er war eine Art Gott für ein Millionenpublikum, das an seinem Götzenbild festhalten wollte.

Alle Europäer, die erst jetzt die O.-J.-Story verfolgten, mußten sich ihren O. J. erst zusammenbauen, als würden sie Tonklumpen um ein Drahtgestell kleben und ihm Persönlichkeit und Charakter geben. Ich erfuhr, daß er in den Slums geboren wurde, rachitisch und früh kriminell war, auf Diebereien und Schlägereien aus, und das besonders schlimm an den Wochenenden.

Anscheinend rettete ihn der Sport. Er merkte, daß man beim Sport zu Geld und Ruhm kommen konnte. Simpson trainierte und brachte Form in seine Streichholzbeine. Innerhalb zweier Spielzeiten am San Francisco City College erzielte er 54 Touchdowns und wurde darauf an die University of Southern California transferiert. Diese Art Erfolgsgeschichte wird von Amerikanern bewundert.



**Ripley-Darsteller Delon (r.)\***  
„Er hat alles unter Kontrolle“

Da macht es nichts, daß seine erste Ehe kein Erfolg war, trotz seiner drei Kinder. Als er Nicole kennenlernte und heiratete, eine hübsche, 18jährige Kellnerin in einem kalifornischen Imbiß, schien sich ein viel größerer Traum zu erfüllen. Sie war weiß, er schwarz, sie kauften ein schönes Haus in Brentwood und bekamen zwei Kinder. Als O. J.s Footballkarriere zu Ende war, weil seine Beine schwächer wurden, wechselte er mühelos zum Fernsehen. Geld, wie immer, war leicht zu haben, und die Frauen waren es auch.

Ich versuchte, mir vorzustellen, wie man Simpsons Unschuld doch noch beweisen könnte, und merkte, daß mir das

## „Ich bin keine Heilige“

Patricia Highsmith über Mord im Leben und in der Literatur

**SPIEGEL:** Eine Autorin, die gewohnheitsmäßig Verbrechen erfindet, schreibt über ein reales Verbrechen, über den amerikanischen Mordfall Simpson. Was trieb Sie dazu?

**Highsmith:** Der Fall hat mich interessiert, denn mir ist niemals ein Mann untergekommen, der einerseits eines grausamen Verbrechens schuldig scheint, andererseits höchste Popularität und Zuneigung bei der Bevölkerung genießt.

**SPIEGEL:** Spricht man von Patricia Highsmith, so denkt man an ihren Helden Tom Ripley, den Mörder, der seine Katze und seinen Garten liebt – und nie geschnappt wird. Wie hätte sich Ripley in einer vergleichbaren Situation verhalten?

**Highsmith:** Ripley würde niemals eine solche Fülle von Spuren hinterlassen. Ripley hat die Situation jederzeit unter Kontrolle.

**SPIEGEL:** Die Ripley-Stories, so sprach Ihr katholischer Kollege Graham Greene, spielten in einer „Welt ohne moralisches Finale“. War er neidisch?

**Highsmith:** Ich bin ganz sicher, daß Graham Greene mich niemals beneidet hat.

**SPIEGEL:** Mehr als 1000 amerikanische Ehen gehen pro Jahr zu Ende, weil der

Mann die Frau umbringt. Die Welt der Bücher scheint netter zu den Frauen zu sein, oder?

**Highsmith:** Keinesfalls. Agatha Christies Bücher sind randvoll mit weiblichen Opfern; und ich habe in meinen Büchern mindestens zwei Frauen umbringen lassen.

**SPIEGEL:** Wer läßt sich beim Schreiben leichter ermorden, Mann oder Frau?

**Highsmith:** Es macht keinen großen Unterschied; Frauen sind einfach verletzbarer.

**SPIEGEL:** Ihre Bücher vermitteln den Eindruck, das Verbrechen sei Ihnen wichtiger als dessen Aufdeckung; und Gerechtigkeit scheint Ihnen schnuppe.

**Highsmith:** Ich kann diesen Eindruck verstehen, denn mich interessiert an einem Verbrecher, ob er Schuldgefühle hat oder nicht. Natürlich ist es befriedigend, wenn die Gerechtigkeit ihren Lauf nimmt. Aber zu oft kann ein cleverer Anwalt den Hals eines oder einer Schuldigen retten.

**SPIEGEL:** Ihr Held Ripley scheint nach der Maxime zu handeln: Ich morde, also bin ich. Schätzen Sie seinen entfernten Verwandten, Dostojewskis Frauenmörder Raskolnikow?

**Highsmith:** Ich schätze Raskolnikow und auch Dostojewskis „Schuld und Sühne“. Meiner Ansicht nach fragte sich Raskolnikow nicht, ob er zu töten vermag oder nicht; er fragte sich, ob menschliche Leben verschiedenen Wert haben oder ob alle Leben gleich wertvoll sind.

**SPIEGEL:** Teilen Sie Raskolnikows Zweifel?

**Highsmith:** Vor dem Gesetz sind alle Leben gleich wertvoll.

**SPIEGEL:** Der Dramatiker Georg Büchner warf mal verzweifelt die Frage auf, was es denn sei, das in uns lüge, stehle, hure, morde. Stellen Sie sich diese Frage auch?

**Highsmith:** Ich glaube, diese Frage ist nicht in mir. Ich hatte niemals den Drang, irgend jemanden zu töten, nicht mal den Wunsch, daß irgend jemand sterben möge – obwohl ich keine Heilige bin. Es gibt so etwas wie Charakterschwäche in Verbindung mit Versuchung: Das kann zu jenen Missetaten führen.

**SPIEGEL:** Mord in der Literatur, Mord im Leben: Ist das Auge eines Schriftstellers schärfer und durchdringender – oder das eines Detektivs?

**Highsmith:** Ich möchte darauf wetten, daß das geübte Auge eines Detektivs effizienter ist als der Scharfblick eines Schriftstellers.

**SPIEGEL:** Wird Sie der Fall Simpson weiterhin beschäftigen?

**Highsmith:** Ja, ich glaube, daß mich der Fall weiterhin interessieren wird.

**SPIEGEL:** Und wie geht es Ihrer Katze und Ihrem Garten?

**Highsmith:** Beiden geht es gut, Dank der Nachfrage. Ausgezeichnete Himbeeren, dieses Jahr.

\* Mit Maurice Ronet und Marie Laforet im René-Clément-Film „Nur die Sonne war Zeuge“.

nicht gelang. Aber es kann ja noch ein Wunder geschehen, wenn es seine Anwälte schaffen, die öffentliche Meinung umzustimmen.

Alle seine Bekannten beteuern, daß O. J. seine Frau verehrt; und das stimmt gewiß, jedenfalls hat es gestimmt. Seine Seitensprünge waren wohl so zahlreich, daß man keine Übersicht mehr hatte. Er konnte sich eine hübsche Kellnerin in der Mittagszeit schon dadurch aufreißen, daß er sie bat, die Parkuhr vor seinem schnittigen Wagen zu füttern. Und sie ließ sich überreden, den guten Teil eines Nachmittags mit ihm in seiner Wohnung zu verbringen.

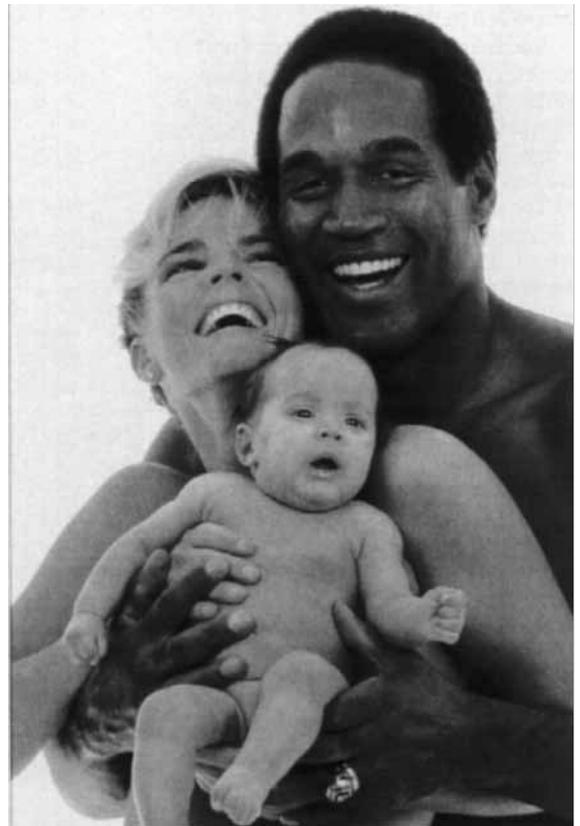
Und die Öffentlichkeit übte Nachsicht. Machten es die anderen Sport- und Fernsehgrößen nicht genauso? Nicole sollte auch nachsichtig sein, und vielleicht war sie es, doch da beide leicht aufbrausten, gab es häufig Krach, und wenigstens einmal rief Nicole die Polizei zu Hilfe. Die fand sie auf dem Simpson-Grundstück, halbbeleidet im Gebüsch. „Er will mich umbringen!“ sagte Nicole, und, nach den Blutergüssen in ihrem Gesicht zu urteilen, hatte er schon damit angefangen. Später sagte sie den Polizisten: „Sie kommen ja nur und reden mit ihm. Verhaften Sie ihn doch endlich!“ Traurig, daß die Behörden ihr nicht mehr Beachtung schenkten.

Simpsons Strafe wurde zur Bewährung ausgesetzt, er wurde zu gemeinnütziger Arbeit verpflichtet (die er wohl nicht ableistete) und mußte versprechen, einen Psychiater aufzusuchen (was nicht kontrolliert wurde). Kein Wunder, daß Idole wie O. J. sich allmählich einbilden, sie stünden über dem Gesetz, so wie sie sich und ihre athletischen Fähigkeiten für übermenschlich halten, weil sie eine Zeitlang die „Besten der Welt“ sind. Das kann leicht zu Gewalttätigkeiten führen: Wenn du etwas willst, nimm es dir. Man denke an Mike Tyson, der wegen Vergewaltigung einsitzt. Simpson hatte seinen engsten Freunden erzählt, daß er Nicole umbringen würde, wenn er sie je mit einem anderen erwischen sollte. Er stieg ihr nach, lauerte vor ihrem Haus, um zu sehen, wer zu Besuch kam.

Ein Psychiater, der sich mit diesem Vorgang beschäftigt und beobachtet, wie überraschend sich das Drama entfaltet, könnte annehmen, das sonderbarste Phänomen dabei sei nicht der öffentliche Un-

wille, an Simpsons Schuld zu glauben, sondern dessen eigenes Verhalten, nachdem die Opfer entdeckt waren. Er bestreitet, irgend etwas mit Nicoles Tod zu tun zu haben. Das schrieb er in einem Brief „To Whom It May Concern“, adressiert an die Öffentlichkeit. Er liest sich wie ein Abschiedsbrief. Aber warum sollte er an Selbstmord denken, wenn er schuldlos ist?

Körperlich befinde er sich jetzt in einem Zustand äußerster Erschöpfung, sagt O. J., Tage nach Nicoles und Ronald Goldmans Tod. Er spüre weder Reue noch Trauer, nur große Müdigkeit. Und die Tatsachen würden beweisen, schreibt er, daß er saubere Hände habe. Als wäre er im Lauf der Zeit wirk-



**Simpson, Ehefrau Nicole, Tochter (1986)**

„Verhaften Sie ihn doch endlich“

lich zu der Überzeugung gelangt, übermenschlich zu sein, unantastbar durch das Gesetz, so wie er einst unschlagbar war auf dem Footballfeld.

O. J. und sein bester Freund Al Cowlings, ein alter Schulkamerad, scheinen es auf eine eher wahnsinnige Art versucht zu haben, ihre Unschlagbarkeit zu beweisen, als sie sich mit der Polizei eine 50-Meilen-Verfolgungsjagd über den San Diego Freeway lieferten.

Wie konnte er der polizeilichen Überwachung entweichen? „Wir dachten nicht, daß er verschwinden würde“, äußerte sich die Polizei unerwartet naiv. Sein Funktelefon half den Beamten, ihn auf der vielbefahrenen Straße zu orten.

Pop

Amerika samt Präsident erlebte es am Bildschirm. O. J. drückte sich den Lauf eines Revolvers unters Kinn. Wollte er sich erschießen? Warum, wo er doch schuldlos war?

Er war unterwegs nach Hause, nach Brentwood, und er wollte mit seiner Mom reden. Als sein Wagen in die Einfahrt bog, wartete schon die Polizei, ruhig und höflich, froh, daß Simpson sich während der Jagd nicht erschossen hatte. Er durfte seine Mutter anrufen und ein Glas Orangensaft trinken. Das Verhalten der Polizei muß tröstlich auf Simpson gewirkt haben. Er hatte ja auch nichts verbochen, oder?

Fast zwei Wochen nach den Morden: O. J. bekundet noch immer seine Schuldlosigkeit am Tode Nicoles und Ron Goldmans. Er sei zur Mordzeit unterwegs zum Flughafen gewesen, sagt er. Die Morgenzeitung bringt ein Foto von ihm im Gefängnis, weißes Hemd, dunkler Anzug. Im Gefängnis? Na ja, nicht ganz. O. J. kämpft noch. „Ich will nicht in diese Zelle“, sagt er in sein Funktelefon. Mittlerweile sollte es der Öffentlichkeit doch leichter fallen, ihn zu verstehen.

Auf dem Bild ist er im Gefängnis, er sitzt, ein paar Polizisten stehen um ihn herum. Aber er ist in keiner Zelle. Eine Zellentür macht ein Geräusch, wenn sie zufällt, ein helles Dröhnen. Simpson will davon nichts wissen, während er jetzt noch – zwar im Gefängnis, aber nicht hinter Gittern – so tun kann, als wäre er nur wegen eines Strafzettels gekommen oder gar, um jemand anderen bei der Polizei anzuzeigen. Eigentlich ist er ja immer noch frei, oder nicht? Sollen sie doch versuchen, ihn festzunageln.

Aber er muß wissen, daß seine Verteidigung bröckelt. Eine Verteidigung, die, so scheint es, aus nichts besteht als aus Simpsons eigener Vorstellung von sich und dem, was er getan hat und wann. Es ist die gleiche Art Schizophrenie, die anfangs so viele seiner Fans befallen hat und vielleicht viele noch immer befällt: Ich glaube es einfach nicht, weil ich nicht will.

Und die Sache mit der Zelle ist die, daß eine Zellentür ein schreckliches Geräusch macht. Jeder kennt es aus dem Kino, wenn nicht aus der Wirklichkeit. Im Englischen hat es dem Gefängnis seine Slang-Namen gegeben: „The Clink“ oder „The Slammer“.

Die grobe Anstaltskleidung, das Krachen einer vergitterten Zellentür, die ins Schloß fällt, das ist es, was O. J. die Augen für die Wirklichkeit öffnen wird.

O. J. will die Augen lieber nicht öffnen. □

## Zurück in der Spur

**Johnny Cash, berühmtester aller Country-Sänger, kommt nach gelungenem Comeback auf Deutschlandtournee.**

Es ist einer von diesen Tagen, an denen es Gott nicht besonders gut meint mit Johnny Cash. Seine dünnen Beine stecken in einer blauen Jogging-Hose mit gelben Graffiti-Männchen, seine graue Haartolle ist platt wie ein Kanaldeckel, und dann gibt es da noch dieses riesige englische Landhaus, in dem er sich verlaufen hat.

Vor ein paar hundert Jahren hat es Heinrich VIII. seinem Liebblingsschneider geschenkt, heute gehört es der Schauspielerin Jane Seymour. Und Johnny Cash, der nun schon seit fünf Minuten auf der Suche nach der Küche ist und nach einer Tasse heißen Tees, verwünscht allmählich den Tag, an dem er sich hat überreden lassen, ihr Gast zu sein.

„Früher“, knurrt der berühmteste Country-Sänger der Welt, „mußte ich nur wissen, wo die Hausbar steht. Verdamm: Altwerden ist eine grauenhafte Sache.“

Es ist vor allem eine wundersame Sache. Denn daß Johnny Cash überhaupt

das 63. Lebensjahr, in dem er sich gerade befindet, erleben würde, daran hatte so gut wie niemand geglaubt und manchmal auch er selbst nicht. Seine Vorbilder, die legendären Musiker Jimmie Rodgers und Hank Williams, waren früh gestorben. Rodgers 1933 in New York an Tuberkulose. Williams 1953 auf dem Rücksitz eines Autos, das ihn in der Neujahrsnacht zu einem Auftritt bringen sollte. Diagnose: „Too much livin'“ – zu viel, zu schnell gelebt.

Johnny Cash hat überlebt. Warum, das weiß er oft selbst nicht. Langsam läßt er seinen Körper in einen viktorianischen Ledersessel gleiten. „Natürlich müßte ich längst tot sein“, sagt er, „aber Gott ist anderer Meinung.“

Und es gibt Menschen, die darüber ziemlich glücklich sind. Nachdem Johnny Cash gut zehn Jahre lang so gut wie lebendig begraben schien, erdrückt von schlechten Verträgen und mit Tonmüll zugeschaufelt von miesen Produzenten, feiert er jetzt einmal mehr ein Comeback. Für die bislang letzte CD der Gruppe U2 nahm er den Song „The Wanderer“ auf. Und in diesem Sommer veröffentlicht er mit der CD „American Recordings“ eines der besten Alben seiner Karriere.

Selten klang Cashes Musik abgründiger und gefährlicher als in diesem Werk voller grimmigem Humor und leichtfertiger Poesie. „Tell the gossipers and liars I will see them in the fires“ – sag den Schwätzern und Lügner, ich werde sie im Fegefeuer sehen – scherzt Cash im Song „Let the train blow the whistle“ und macht sich auf den Weg.

Zurück in die Spur gebracht wurde Johnny Cash von Rick Rubin, dem Extremisten unter Amerikas Produzen-



**Country-Sänger Cash:** „Ich müßte längst tot sein; aber Gott ist anderer Meinung“